

Zu Hause in Babel

MEHRSPRACHIGKEIT UND MODERNE LITERATUR IN EUROPA

Vortrag von Burkhard Spinnen im Rahmen der Veranstaltung „Europäische Werte und Identität“ am 16. Januar 2007 im Palais Wittgenstein, Düsseldorf

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich muss Sie warnen! Das Folgende wird ein Parforceritt durch die neuere Bewusstseinsgeschichte werden. Oder anders: Ich werde Sie mit lauter Behauptungen eindecken, die zu beweisen in dieser halben Stunde keinerlei Zeit bleibt. Aber was ich hier behauptete, das bewegt mein Nachdenken über die Literatur unserer Gegenwart. Und es bewegt infolgedessen mein eigenes Schreiben. Nehmen Sie also, was ich sagen werde, bitte nicht genau. Nehmen Sie es lieber persönlich!

Ich beginne so: Die literarische Moderne in Europa wurde vor über hundert Jahren sehr wesentlich stimuliert durch die schockierende Erfahrung, dass Sprache und sprachlicher Austausch zunehmend an Selbstverständlichkeit verloren. Die Philosophie des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist geprägt von Sprachzweifel und Sprachskepsis, ja mehr noch: die systematische Philosophie mit ihrem Grundvertrauen auf das Funktionieren der Begriffsapparate kommt unwiderruflich zu ihrem Ende.

Philosophie lebt nur weiter als Kritik an bisherigen Denk- und Lebensmodellen oder gar als Abrissarbeit an alten Denkbauwerken. Aber Sprachzweifel und Sprachskepsis sind keine bloß akademisch-philosophischen Disziplinen – hier artikuliert sich nur, was längst eine allgemeine Erfahrung der Menschen in den Metropolen der europäischen Kultur ist: dass nämlich der Alltag zunehmend durch eine universelle Mehrsprachig-

keit geprägt wird. Ich meine damit das Nebeneinander verschiedener Nationalsprachen, das durch Migrationen und eine erhöhte Mobilität der Einzelnen entstand; ich meine aber auch das Nebeneinander der sich stetig vermehrenden Dialekte, Soziolekte und Jargons.

Um es gleich mit einem Beispiel für diesen Wandel zu versuchen: Goethes Weimar um 1800. Hier sächzelt man vom Marktstand bis hinauf zum Herzog, die zugereisten Dichter bringen den Tonfall ihrer Heimat mit, und wenn Reisende aus dem Ausland kommen, befließigt man sich ad hoc des Französischen, das damals noch den Status einer universellen Sprache der Gebildeten hat. Dieses Weimar hätte sich für unsere Ohren schon etwas folkloristisch bunt angehört – ein Babel aber war es freilich nicht! Im Gegenteil, nach Weimar zu reisen hieß damals: sich an den Ort begeben, an dem der Gedanke einer gemeinsamen europäischen Kultur aus dem Geiste der Antike ins künstlerische Schaffen wie auch ins gesellschaftliche Leben übersetzt wurde. Hier ankommen hieß für den Künstler um 1800: nach Hause kommen.

Ganz anders: Berlin oder Wien um 1900. Wie alle großen und prosperierenden Städte sind sie Anziehungsorte für die Zuwanderer aus den verschiedensten Provinzen, aber sie sind längst viel zu groß und das Leben in ihnen ist zu vielgestaltig, als dass sie den Neuankömmlingen, hier besonders denen aus dem europäischen Osten, noch eine kompakte Vorstellung von kultureller Identität, eine Art verbindlicher „Leitkultur“ also vermitteln könnten. Die Metropolen setzen sich längst aus vielen verschiedenen kulturellen Schichten zusammen, aus Gruppen

und Kreisen, die mal ineinander übergehen, mal sich voneinander abgrenzen, mal einander sogar bekämpfen. Der Neuankömmling erfährt die Kulturhauptstadt daher nicht als die geistige Heimat, nach der er sich in seiner Provinz vielleicht gesehnt hat, sondern vor allem als ein Babel, in dem keine der vielen Stimmen wirklich vertraut ist.

Der Schrecken, der dem Mann aus der Kleinstadt in der Metropole widerfährt, ist in der deutschen Literatur noch bis in die Zwanziger Jahre vielfach dargestellt worden. Mir selbst ist immer besonders eine Szene aus einem Roman von Otto Flake in Erinnerung geblieben. Dort wird beschrieben, wie die Neuankömmlinge in Berlin nach zwei, drei Tagen sogar vor Erschöpfung auf der Straße zusammenbrechen, weil sie die Sprache der Großstadt nicht sprechen. Tatsächlich haben sie nicht einmal mehr die Signale verstanden, die ihnen sagen, dass es Zeit zum Insbettgehen ist. Viele Immigranten nun wählen aus diesem Schrecken heraus das Ghetto, in dem sie sich zusammen mit anderen Verschreckten einkapseln und auf der Reinheit ihrer mitgebrachten Kultur und Sprache bestehen. In der Welthauptstadt der Immigration, in New York, wird ganze Straßenzüge lang nur Deutsch oder Schwedisch gesprochen oder nur koscher gelebt. Doch da ist noch eine andere Möglichkeit. Manche Immigranten, später vielfach auch die Kinder der Ghettobewohner, stellen sich der Mehrsprachigkeit der Metropole – auf die Gefahr hin, ihre Identität zu verlieren.

Für den Intellektuellen gibt es diese Wahl zwischen Ghetto und Babel freilich nicht. Er sucht ja die Erfahrung der Differenz und der Nichtidentität; oder, etwas dialektischer gedacht: die Erfahrung der Nichtidentität stimuliert ganz wesentlich, was wir seit dem späten 19. Jahrhundert Intellektualität zu nennen gewohnt sind. Die zentrale Erfahrung einer bewussten Reise in die Mehrsprachigkeit aber ist, dass nicht nur überall eine Vielzahl von sozialen Codes, Traditionen und Glaubenssätzen aus verschiedenen Kulturen und in verschiedenen Sprachen ungewichtet nebeneinander stehen, sondern dass im Gefolge dieser existentiellen Verunsicherung alle Kommunikation, ja die Spra-

che selbst zweifelhaft wird! Was eine sichere Beziehung zur Welt zu garantieren schien: das Wort, es erweist sich nun als bloßes Werkzeug der jeweils nächsten Sprecherabsicht. Und das ist das eigentlich Furchtbare. Denn gerade in den vielgestaltigen Metropolen bedürfte es doch so sehr einer gemeinsamen Sprache, um die kulturellen Verwerfungen auszugleichen, um die erlebten Differenzen und Fremdheiten zumindest sagbar, besser noch: um sie vermittelbar zu machen. Aber es spricht nicht nur der galizische Fleischer ganz anders als der Student aus Brünn unterm Dach und wieder ganz anders der jüdische Händler an der Ecke; darüber hinaus rollen die Wissenschaft und die Technik ihr anschwellendes Vokabular durch den Alltag, die Werbung beklebt den öffentlichen Raum mit den sich in Potenz vervielfachenden Produktnamen und Werbesprüchen; und die politischen Parteien propagieren ihre Gesellschaftsvorstellungen durch immer neue Parolen. Um einander jetzt zu verstehen, brauchte es eine geradezu pfingstliche Sprache, doch der Alltag der Metropole lässt jede Hoffnung auf ihr Erscheinen verkümmern.

Schlimmer noch, das Babel nimmt schnell aggressive Züge an. Jargons entstehen und vermehren sich wie Metastasen und sie bekämpfen einander mit standardisierten Phrasen. Der schärfste Kritiker des Sprachzustandes dieser Zeit, der Wiener Satiriker Karl Kraus, wird 1914 und 1933 behaupten, sogar der Erste Weltkrieg und die nazistische Machtergreifung seien direkte Resultate einer allgemeinen Sprachverwirrung, in deren Gefolge die Phrasen und Parolen der Gewalttäter das humane Bewusstsein vernichtet und zu allgemeiner Barbarei geführt hätten. Nun gibt es bei denen, die sich intellektuell auf eine Existenz in diesem Babel und in Folge auf ein Nachdenken über die Qualität der Sprache schlechthin einlassen, zwei mögliche Reaktionen: Da ist zunächst der allgemeine Sprachzweifel, der in der Nachfolge Nietzsches jede Hoffnung auf einen sinnvollen Zusammenhang zwischen Sprache und Welt und damit auf gelingende Verständigung aufgibt. Was ist denn Sprache überhaupt? "Ein Heer beweglicher Metaphern", so Nietzsche. Also im Grunde nur das angemessene Material für die jeweils

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

DÜSSELDORF

BURKHARD SPINNEN

Januar 2007

www.kas.de/düsseldorf

www.kas.de

nächste interessengelenkte Verschleierung der Umstände. Eines der wichtigsten sprachphilosophischen Werke dieser Zeit, das des jüdisch-deutschen Prager Autors Fritz Mauthner, mündet in tiefster Resignation. Nicht allein das Neben- und Durcheinander der Sprachen verhindere den Kontakt zur Wahrheit, schon jedes einzelne Wort, so Mauthner, habe sich von seinem Urgegenstand in Ketten von Mutationen entfernt, die nicht zurückzuverfolgen seien. – Die Literatur der Moderne ist durchdrungen von diesem elementaren Sprachzweifel; sein meistzitiertes Erscheinen ist das in Hofmannsthals "Brief" des Lord Chandos, dem nach eigenem Bekunden die Worte im Mund wie modrige Pilze zerfallen.

Aber der Sprachzweifel ist nur die resignative Seite des Sprachdenkens. Auf dessen kämpferischer Seite steht die Sprachkritik, die nicht die Sprache an sich, sondern den verwirrten Sprachgebrauch der Zeitgenossen für das kommunikative Chaos verantwortlich macht. Der Name ist hier schon gefallen, jetzt soll er ganz laut werden: Karl Kraus. Der Sohn eines jüdischen Papierfabrikanten kommt 1877 als Junge mit seiner Familie aus Nordböhmen nach Wien. Zwar wird er bald ein Mitglied des assimilierten Wiener Judentums sein, aber er bringt wie viele andere Immigranten das Gespür für eine existentielle Sprachfremdheit aus seiner zweisprachigen deutsch-böhmischen Provinz in die Vielsprachigkeit der Metropole mit. Dort parodiert der junge Karl seine Lehrer. "Er konnte den Professor Pajik so täuschend lautgetreu sein böhmelndes Griechisch sprechen lassen oder den prächtigen Tiroler Pfurtscheller in kehlig tirolerischem Latein hinstellen", berichtet später ein Schulfreund. Doch solcher Sinn für die multiplen Tonfälle macht Kraus nicht zum Sprach-Virtuosen. Im Gegenteil, da er dem Babel so aufmerksam zuhört, misstraut schon der Schüler jeder Rhetorik. Seine Aufsätze sind damals, so ein anderer Mitschüler, "ein Ringen mit der deutschen Sprache, sind trocken, karg und ganz phrasenlos. Es ging ihm nicht aus der Feder zu schreiben: 'Die herrliche Frühlingssonne beleuchtete einen lieblichen Sonntag.' Er hätte sich sicher damit begnügt zu sagen: 'Es war Frühling und die Sonne schien.'"

So entsteht bei Kraus aus der alltäglichen Wahrnehmung des Babel die Sehnsucht nach der einen und unbeschädigten Sprache. Er sucht sie im wohlgebauten, aber phrasenlosen Satz. Als 25jähriger gründet er 1899 seine Zeitschrift "Die Fackel", und in der unterzieht er 36 Jahre lang Tausende öffentlich gesprochener oder gedruckter Sätze der Prüfung, wie weit sie sich vom verlorenen Sprachursprung entfernt haben. Sein Kampf gegen die Phrase, vornehmlich gegen die der Presse, ist weit mehr als eine oberlehrerhafte Stilkritik, wie sie heute gelegentlich Festhallen füllt, in denen man sich auf Kosten anderer amüsiert, die nicht über die richtige Grammatik verfügen. Kraus' Werk ist vielmehr Ausdruck seines Glaubens an einen richtigen Urgrund der Sprache und an die Möglichkeit, dass Ding und Wort einander entsprechen können. Dieser Glaube ist vielfach als Mystizismus kritisiert worden. Doch die Hoffnung auf die Kraft der Sprache, die sich bei Kraus hauptsächlich als Kritik des Redealltags niederschlug, hat ohne Zweifel große Teile der literarischen Moderne wesentlich stimuliert!

Mehr noch: das eigentliche Thema der Literatur dieser Zeit wurde mehr und mehr die Sprache selbst: ihre Grenzen des Ausdrucks, ihr katastrophales Versagen in der alltäglichen Kommunikation, aber auch ihre Möglichkeiten, ihre Schönheit jenseits des Rhetorischen. Die Literatur der Moderne begegnete dem Chaos und dem Babel des Sprachalltags mit einer angestregten und gelegentlich auch übertriebenen Konzentration auf den sprachlichen als den wesentlichen Zustand des Menschen. Diese Konzentration führte zu den sprachzertrümmernden Experimenten der Avantgarde. Sie führte aber auch zum wahrscheinlich bedeutendsten und im besten Sinne Schule machenden Prosawerk deutscher Sprache im 20. Jahrhundert, in dem jeder Satz, ja jedes Wort eine Probe aufs Exempel der Sagbarkeit unserer Welt ist. Sie wissen, welches Werk ich meine: es ist das des deutsch-jüdischen Prager Versicherungsangestellten Franz Kafka!

Dann kam der Krieg; 1912 brach er auf dem Balkan aus, und dort schwelt er noch immer. Vielleicht wird man in Zukunft gar

nicht mehr von den ideologischen und machtpolitischen Auseinandersetzungen im einzelnen reden und sich auch nicht mehr von den verbrecherischen Individuen faszinieren lassen, die diese Kriegszeit geprägt haben. Vielleicht wird es dann nur noch heißen: Europa hat das Neben- und Durcheinander seiner Kulturen nicht mehr ertragen und ist auf der Suche nach einfachen Ordnungen und handlichen Oppositionen in eine blutige Raserei verfallen. Denn alle Ordnung tendiert notwendig auf Totschlag, wie Robert Musil eine Figur aus dem „Mann ohne Eigenschaften“ am Vorabend des Ersten Weltkriegs philosophieren lässt. Und so kam es. Die Phrasen machten sich selbständig, aus dem abschätzigen Gerede über die Grenzen der Ghettos und der Nationen hinweg wurden zuerst Boykottparolen und dann Aufrufe zum Völkermord. Nun hat dieser Krieg gerade uns Deutschen so viel an handfesten politischen und ökonomischen Problemen hinterlassen, dass jahrzehntelang verständlicherweise wenig Zeit blieb, über die Bewusstseins-Zustände nachzudenken, die zu eben diesem Krieg führten. Aber mehr noch wurde ein solches Reflexions-Manko dadurch befördert, dass beiden deutschen Staaten nach 1945 die Vielsprachigkeit und damit ein Wesensmerkmal moderner Gesellschaft und modernen Bewusstseins gründlich ausgetrieben waren!

Dabei herrschte zwar im Osten wie im Westen lange Zeit die Überzeugung, man habe nun endlich zu humanen Systemen gefunden, die eine Barbarei wie die des Nazismus für immer unmöglich machen würden. Doch wir dürfen nicht vergessen, dass viel vom inneren wie äußeren Frieden der Nachkriegszeit auf jener kulturellen wie sprachlichen Eindimensionalität beruhte, nach der sich auch der Nationalsozialismus geseht hatte und die er durch Angriffskrieg und Völkermord erreichen wollte.

Schauen wir doch bitte vorbehaltlos in unsere mitteleuropäisch-deutsch-deutsche Vergangenheit: Die Grenzen nach Osten waren, allen DDR-Parolen über die Völkerfreundschaft zum Trotz, dicht wie nie zuvor. Es gab keine Migrationsbewegungen mehr; die deutschen Minderheiten im Osten waren entweder vertrieben oder mundtot gemacht.

Die DDR selbst hatte sich ein öffentliches Sprach-System zugelegt, in dem nach spätmittelalterlicher Manier alle offiziellen Sätze von einem Zentralkonvolut genehmigter Texte abgeleitet werden mussten. Ein Anti-Babel schlechthin, könnte man meinen, ein säkularisiertes Gottesreich; in Wahrheit aber hatte sich bloß ein einziger Jargon absolut gesetzt und zwischen den Menschen und ihrer Welt eine meterdicke Papierwand errichtet. Die schien anfangs unüberwindlich, aber sie stand ohne Fundament, zog vom Boden her Wasser, und schließlich stürzte sie nicht ein, sie faulte einfach dahin.

Und der goldene Westen? Auch dem waren geopolitisch und kulturell der ganzen Osten Europas und seine Kultur dermaßen gründlich amputiert, dass es bald schon so aussah, als habe es sie und ihren immensen Einfluss niemals gegeben. Wie in der DDR fehlte auch hier die insbesondere osteuropäisch geprägte jüdische Kultur. Es fehlte aber auch eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem Westen. Freilich gab sich die BRD an der Oberfläche vielsprachig und weltoffen. Aber einmal ehrlich: im Alltag herrschten beschränkte sich die Vielsprachigkeit doch auf das Polyglotte des Reiseführers, für den die Fremdsprache nur ein Hindernis vor den touristischen Sehenswürdigkeiten darstellt. Wenn der Westdeutsche reiste, dann suchte er dabei alles andere als die Irritation. Und wenn er lautstark eine westlich-internationale Kultur des Pop begrüßte und sich zu eigen machte, dann lernte er dabei nicht fremde Kulturen kennen; vielmehr ließ er sich willig zum Mitglied einer Welt-Gesellschaft von Konsumenten formen. Sein Bewusstseins-Alltag blieb dabei im Grunde uniform. Und selbst da die alte Bundesrepublik de facto seit den späten 60er Jahren ein Einwanderungsland wurde, setzte sie sich dem heiklen Nebeneinander der Sprachen und Kulturen im Alltag nicht aus, sondern vertraute auf eine Nivellierung durch Wohlstand und Konsum. Die multikulturelle Utopie formulierte sich als Utopie des permanenten Straßenfestes mit Beteiligung der ausländischen Mitbürger und ihrer reizvollen Folklore.

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

DÜSSELDORF

BURKHARD SPINNEN

Januar 2007

www.kas.de/düsseldorf

www.kas.de

Und schließlich: mit dem großen Berlin der 20er Jahre hatten BRD wie DDR die einzige Weltstadt auf deutschem Boden verloren.

Die sogenannte "Hauptstadt der DDR" prangte grau in grau als Sperrzone und Kaderbunker und potemkinsches Dorf; während das sogenannte "Westberlin" zum mühsam subventionierten Reservat für eingemauerte Altinsassen und zugereiste westdeutsche Kulturnischenbewohner wurde.

Ich weiß, das ist bitter gesprochen. Aber wir müssen uns inmitten all des Unbefriedigenden und Verstörenden, das die Veränderungen in Europa seit 1989 hervorgerufen haben, immer wieder und sehr nachdrücklich an die teils vielleicht recht gemütlichen, dafür aber vollkommen ungesunden Zustände vor jenem Datum erinnern. Zwei deutsche Staaten standen einander als kulturell keimfreie Treibhaus-Bollwerke gegenüber. Was in beiden "Gegenwartskultur" hieß, war vielfach die Verwaltung der bescheidenen Reste eines Erbes aus der Zeit vor der Barbarei: im Westen überwiegend das der Avantgarde, im Osten überwiegend das der engagierten Kunst. Doch das alles lebte nicht wirklich, solange die verstörende Vielfalt und jene Mehrsprachigkeit, die das Europa der Moderne geprägt hatten, so drastisch reduziert waren: ganz oben, in der Politik, auf den schlichten Widerspruch zweier Ideologien, ganz unten, im Alltag, auf ein paar radebrechende Reisebekanntschaften oder einen kleinen Plausch mit dem Gastarbeiter von nebenan.

Man kann nun lange vom Erbe zehren, aber nicht ewig. Und erst recht nicht in der Kunst. Die Ereignisse von 1989, die Veränderung der staatlichen und ideologischen Grenzen, haben einen Zustand wiederhergestellt, der überaus schwierig und belastend, ja vielfach bedrohlich und gefährlich ist. Doch es ist dies der wahre Zustand Europas. Das Babylonische, 40 Jahre lang versteckt unter der falschen Harmonie von Ideologie und Konsum, bricht wieder hervor - nicht nur auf einem fernen Balkan, sondern längst auch hier bei uns. Seine Erscheinungsformen sind wieder erschreckend; vom freundlichen Ambiente des Multikulturellen ist weit entfernt, was wir nun wieder erleben, sei es durch die Migratio-

nen, sei es durch die Auflösung von sozialen Leitvorstellungen oder die Kündigung sozialer Konsense.

Tatsächlich haben wir wieder Glaubenskriege in Europa. Wir haben vor der Haustür den rassistischen Völkermord; wir haben Bandenkriminalität im Schutze internationaler Freizügigkeit des Handels. Wir haben aber auch auf unseren Straßen eine als Neonazismus verkleidete Fremdenfeindlichkeit, oder besser: eine Kulturfeindlichkeit, einen Neobarbarismus. Und wir haben den brutalen Expansionsdrang internationaler Konzerne, die noch das Leid von Bürgerkriegsopfern als Motiv ihrer Imagekampagnen ausschlachten. Wir haben dies und vieles mehr, uns große Sorgen zu machen. Als Bürger und Familienvater, meine Damen und Herren, mache auch ich mir solche Sorgen; und obwohl ich beinahe schon antiautoritär sozialisiert worden bin, wünsche ich mir manchmal ein nicht nur skandalversessene und klatschsüchtige Obrigkeit, die den Herausforderungen kraftvoll begegnet und nicht nur dem jeweiligen Aufgabekönig nach dem Mund redet. - Aber als Autor muss ich das zeitgenössische Babel um mich her schweren Herzens begrüßen! Denn als Autor bin ich nun einmal darauf angewiesen, den Zustand der Gegenwart wahrnehmen zu können, bin ich darauf angewiesen, insbesondere am herrschenden Sprachzustand die Verfassung des herrschenden Bewusstseins und seine Entwicklungen - zum Guten wie zum Schlechten - ablesen zu können.

Bis vor fast zwanzig Jahren lebten die deutschen Autoren in zwei mitteleuropäischen Treibhäusern, wo in der Hauptsache künstlich behütete Reinformen gezüchtet und studiert wurden. Doch das Treibhaus ist kein Biotop; über die Natur erfahre ich hier womöglich nur sehr wenig. Das gilt ähnlich für Vergangenheit und Gegenwart unserer Kultur. Nach 50 Jahren ist insbesondere die Mitte Europas wieder in den Stand versetzt, auch im ganz alltäglichen Leben zur Erscheinung zu bringen, was dieses Europa - im Guten wie im Schlechten - ausmacht. Und das ist: seine existentielle Mehrsprachigkeit.

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

DÜSSELDORF

BURKHARD SPINNEN

Januar 2007

www.kas.de/düsseldorf

www.kas.de

Was es nun für die Politik bedeutet, mit dieser Mehrsprachigkeit umzugehen, muss ich der Politik zur Klärung überlassen, wenngleich ich als Bürger zu jeder Mitarbeit bereit bin. Hier kann ich nur für die Literatur reden. Und ich kann nur sehr vorläufig und vage formulieren. Aber ich denke, der deutschen Literatur ist jetzt nicht schon geholfen, wenn sie ihre Schauplätze in den so viel „sinnlicheren“ oder „erzählfreudigeren“ Osten verlagert. Das bleibt auf der stofflichen Oberfläche und wird dort leicht zur Folklore. Es geht auch ganz sicher nicht darum, das Alltagsbabel einer hysterischen Kultur beserverdienender Ewigpubertierender mit zarter Ironie zu beschreiben. Dabei entsteht allenfalls Trivialliteratur.

Ich glaube vielmehr, es geht darum, im Babel wieder Wohnung zu nehmen, also ganz grundsätzlich: den disparaten Sprachzustand aufzufinden und darzustellen, der unsere Zeit prägt. Die Öffnung von Grenzen, der Austausch von Menschen und Geschichten sind eine notwendige Voraussetzung, aber auch nur eine Voraussetzung dafür, dass das gelingen kann. Sie machen das Babel im Alltag hörbar. Das ist wichtig! Aber hinzukommen müssen der Wille und die Fähigkeit der zeitgenössischen Literatur, dem vorerst schieren Durch- und Nebeneinander der Sprachen und Kulturen einen ästhetischen Ausdruck zu verleihen. Nicht allein die Buntheit darf gefeiert oder belächelt werden, es geht vielmehr - wie immer - um nicht weniger als den Zustand der Menschheit.

Ich weiß, das ist hoch gegriffen, aber ich wünschte mir in der Literatur unserer Zeit eine Fortsetzung jener Sprachkritik der Moderne, die der Sprachzustand Mitteleuropas vor über 100 Jahren ausgelöst hat. Wir brauchen weniger diese oder jene Geschichte aus den verwachsenen europäischen Grenzregionen oder aus dem Konsumistischen-Dschungel als vielmehr Beispiele dafür, welches die aktuellen Möglichkeiten des Sprechens sind. Noch immer ist die Fremdsprachenkenntnis der Europäer erbärmlich.

Noch immer ist die Macht der politischen Jargons sehr groß, und aus den Kadavern der alten wachsen schnell Dutzende neue.

Immer mächtiger wird auch von Tag zu Tag die Sprache des universellen Kommerzes, bald droht das Reden in Börsenkursen alles andere Sprechen zu dominieren. Derweil reden die Leute auf der Straße und in den Wohnungen und Büros und Krankenzimmern und Fernsehstudios zum Gotterbarmen aneinander vorbei. Wie genau sie das heute tun - und zu welchem Ende, das wünschte ich zu erfahren, dort wo - wie Karl Kraus sagen würde - alle Sprache zu Hause ist: in der Literatur.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.